Zeitschrift: St. Galler Jahresmappe
Band: 33 (1930)

Artikel: "Was mein einst war" : Erinnerungen aus der frühen Kindheit
Autor: Steinmann, August
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-948362

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Was mein einst war."

(Erinnerungen aus der frühen Kindheit.)

Von August Steinmann. (Nachdruck verboten.)

Unterm Lampenlicht erwachen die Jugenderinnerungen; der Tag ist vorüber, und der Rückblick führt zur Kindheit. Damals brannte noch die Petrollampe, und wenn diese auszugehen drohte und ihre gelbe Flamme tiefer und tiefer sank, gingen die Leute schlafen. Die Kinder mußten früher ins Bett; ein Kerzenlicht stand auf dem Nachttischchen, und die Mutter blies es aus, wenn das Gebetchen gesprochen worden war. Aber noch roch es in der Kammer von verglimmenden Dochten. Von dieser bescheidenen Poesie ist heute viel verloren gegangen. Und wir fragen uns, ob es unserer Zeit nicht not täte, daß die Menschen nach des Tages aufregendem Verlauf wieder ein wenig mehr an das Glück unterm Lampenlicht am häuslichen Tische glaubten. Hier ist der Ort, an dem das Kind Wurzel fassen kann; die Stube braucht nicht groß und reich zu sein. Aber es sollte in ihr noch einen Winkel geben, in dem still und sichtbar ein Hausgeistchen verweilen kann. Als Kinder wußten wir nicht, was das war, was uns in friedlichen Abendstunden glücklich machen konnte. Wir hörten im großen Ofen das knisternde Feuer, hörten im Rohr das Summen des Wassertopfes; draußen fuhr mit hellem Geschell oder mit dumpfem Geröll ein Wagen, ein Schlitten wer weiß wohin. In einer Wand knapperte vielleicht ein Mäuschen, und die Katze erwachte darob und horchte auf. Hätte ich dies nicht erlebt, könnte ich nicht davon erzählen; ich wäre um viel Schönes gekommen. Und so geht es wohl allen, die jetzt sagen: „Ja, so ist es gewesen."

Die Heimatliebe ist mit den ersten Eindrücken in der elterlichen Stube eng verbunden. Die innerste, wärmste Zelle der Heimat bleibt der stille Raum, in dem die Familie beisammensitzt und in dem auf alle der Schein der gemeinsamen Lampe fließt. Wir mögen lächeln über die veraltete Einrichtung, über das was unseren Eltern und auch uns Freude machte und das man heute, so undankbar, Kitsch zu nennen pflegt. Aber sehnen wir uns nicht immer wieder zurück zu jener Zeit, die wirklich „mein einst war"?

Unsere Stadt ist groß geworden und greift hinaus in das grüne Vorgelände. Stille Pfade, hohe Buschhecken, lange Baumreihen sind verloren gegangen. In den Wiesen am Rosenberg wuchsen einst duftende Veilchen; drüben an der Berneck ist einer der schönsten Wege, der dem Berghange entlang führte, breiten Straßen geopfert worden. Die Seitentöbelchen sind aufgefüllt worden, und übrig geblieben ist nur ein kümmerlicher Rest: etliche alte Bäume und unter ihnen eine Wasserstube. Das ist der tiefe Schacht, um den wir in der Kinderzeit staunend standen und glaubten, aus dieser Tiefe hole man die Neugeborenen. Auf diese alte Brunnenstube will ich mich setzen, hier mich erinnern an untergegangene Tage, an Menschen, die heute nicht mehr leben, an glückliche Stunden und an Geschehnisse, die nicht mehr auszulöschen sind, weil sie, scheinbar geringfügig, doch vertiefend auf die kindliche Seele gewirkt haben. Hier im Schatten dieser hohen Bäume sangen wir unsere einfachen Lieder, wenn es Abend geworden war und aus brennenden Wolken überm Tannenberg das Licht in breiten Strömen floß. Was dort drüben mit blendendem Glanze den breiten Hügel, die dunkeln Wälder verklärte, das war die gold'ne Abendsonne, und was wir beim Anblick des Wunders empfanden, das war die Wonne, die das staunende Kind selig erschauern ließ. Diese Wonne rief einem beglückenden Gefühl, für das das Kind noch keinen Namen wußte. Es war etwas Großes, das alles Drückende von der Seele nahm; es war etwas, dem der kleine Mensch sich hingeben durfte. Heute weiß der Erwachsene, daß es das Heimatgefühl war, das Einswerden der Nachfahren mit der Heimat des Geschlechtes. Und was wir im Sommer geschaut, das lebte im Winter über bunten Bildern wieder auf. Auf dem großen Tische — wie schön war dieser mit bemustertem Wachstuch überzogene Familientisch! — liegt ein altes Buch. Noch rieche ich den Schmökerduft, der aus den Blättern stieg, sobald diese sich entfalteten. Tue dich auf, du schöne, fremde Welt! Ei, sieh' da! Hier ist er wieder, der Wandersmann mit dem Hausiererkasten auf dem Rücken. Er steigt einen sanften Hügel hinan und blickt in die sinkende Sonne. Der Mann, der mit wackerem Gange dahinschreitet, trägt gelbe Hosen und einen blauen Kittel und einen grauen Zylinderhut. Die Sonne hat eine Strahlenkrone auf, und lieblich sind die Wiesen und Felder unten im Tale. Klinge, du altes, gefühlvolles Lied: „Wenn ich den Wandrer frage"! Die anderen mögen lächelnd sagen: „Welch sentimentale Weise!" — Was kümmert es mich: am Familientische, im kleinen Kreise der Petroleumlampe habe ich Freundschaft geschlossen mit dem heimwärtsstrebenden Manne. Er wird irgendwo, vielleicht schon im Tale, vielleicht erst jenseits des Hügels in eine bescheidene Hütte treten, müde den schweren Kasten hinstellen und zufrieden mit dem Tage sein Abendbrot essen.

Und wieder war ein Sommerabend; aber es schien keine Sonne, die Wolken überm Tannenberg waren schwer und düster. Der Himmel war unheimlich dunkel, und der Berg drohte mit seinen schwarzen Wäldern. Mitten durch das Bild — ich sehe es wieder vor mir, ganz deutlich, ganz genau — zieht sich ein breiter, weißer Strich. „Das ist die Kaserne," sprach meine Mutter und sie wies in die Gewitterdämmerung hinaus. Musik kam von irgendwo her, und ich erfuhr, daß jetzt die Soldaten heimgekommen seien; ja ich entdeckte einen sich langsam bewegenden schwarzen Zug, der ging in die Kaserne, wurde immer kürzer und kürzer und war schließlich verschwunden. Dann brach das Gewitter los, und es blitzte und krachte, und Mutter sprach: „Jetzt sind alle Soldaten zuhause und schauen zum Fenster hinaus und sind froh, weil sie nicht naß geworden sind." Sonderbar — es überkam mich, der ich mit blauen, roten und gelben Bauklötzchen spielte, auf einmal eine große Freude. Die galt vor allem den geborgenen Soldaten; denn ich stellte mir vor, wie traurig es gewesen wäre, wenn sie die ganze Nacht hindurch im Regen hätten marschieren müssen. Das Kind hat mit den Erwachsenen mehr Mitleid, als mit seinesgleichen. Vielleicht, weil es weiß, daß immer dann, wenn es sich verloren und verlassen glaubt, auf einmal die Mutter da ist und sagt: „Komm zu mir." Die Erwachsenen ahnen kaum, daß sie in ihrer Not von den Kindern oft mehr verstanden werden, als von den Großen selbst. Da erinnere ich mich eines tragischen Erlebnisses, das vielleicht meine Auffassung beweisen kann. Das Unglück war über meine Eltern hereingebrochen: Vater war arbeitslos geworden und Mutter mußte verdienen gehen. Schon die Abwesenheit der Mutter brachte Leid in die leeren Zimmer. Eines Tages kehrte der Vater zur Mittagszeit heim; er war sehr traurig und wollte nicht mit mir sprechen. Er gab mir ein großes Buch, in dem viele schön gekleidete Frauen zu sehen waren. Ich war überzeugt, daß alle meiner Mutter glichen. Der Vater stand am Herd und kochte Kaffee. Als ich ihn fragte, wann Mutter wieder komme, lehnte er sich an die Wand und schluchzte so furchtbar, daß mir ganz bang wurde. Ich ließ das Buch liegen, und klammerte mich an den Mann und weinte mit ihm. Ich hatte ein unendliches Mitleid mit dem Vater. Heute kann ich all den Männern nachfühlen, die verdammt sind, arbeitslos durch die Gassen schleichen zu müssen.

Aber wie leicht vergißt — Gott sei Dank! — das Kind die trüben Tage. Weil ein einziger schöner Morgen genügt, um die Seele wieder glücklich zu machen. In meiner Kinderzeit konnte man im Stall an der Berneck jeden Morgen kuhwarme Milch trinken. Aber man mußte schon früh oben sein. Da war ein heller, blauer Sonntagmorgen und wenn man Vergißmeinnicht oder Lichtnelken aus dem Grase holen wollte, bekam man ganz nasse Schuhe: so stark war der Tau. Im Garten der Scheitlins Gerbe stand ein blühender Baum. „Ein Apfelbaum!", erklärte Vater. Wir stiegen gemächlich den Berg hinan, und ein Mann, den wir einholten, sprach: „Das ist ein fetter Mai." Vor dem Stalle jauchzte Vater und rief: „Hoi ho, Senn!" Ich hörte zum ersten Male das Wort Senn, und von nun an war dieser Begriff auf lange Zeit hinaus mit einem sonnigen Morgen und dem kraftvollen Jauchzer verbunden. Als wir den stillen Wald erreicht hatten, begann es in der Stadt unten zu läuten. Die ganze Luft war voll von den hellen Tönen einer Glocke. Unser Sonntagsglück aber stand am höchsten, als Vater ein Feuerchen machte und mit uns am Boden saß, als wäre auch er ein Kind. Es summte irgend etwas um uns herum und ließ sich auf einer Blume nieder: ein dunkelbraunes, dickes Etwas. „Das ist eine Hummel", erklärte der Vater — und es war die erste Hummel, die ich in meinem Leben sah. Klein ist die Welt des Kindes. Ein Glockenton, ein Feuerlein, eine Hummel — ein kleines Reich und doch so voll des Sonderbaren, Wunderbaren, der Offenbarungen.

Das grüne Rouleau — wenn ich am Morgen erwachte, konnte ich durch die Stäbchen des Kinderbettes ein grünes Rouleau sehen. Darauf war ein großer, bunter Blumenstrauß gemalt. Ich kannte nur die Rosen und die Tulpen. Diese Blumen waren am schönsten am Sonntag oder wenn es schneite. Zum Beispiel zu Weihnachten, wenn es nach guten Dingen roch; nach einer Torte, die mit kandierten Früchten geschmückt war, oder nach Tannennadeln und weißen Kerzen, nach neuen Kartonschachteln, in denen Bleisoldaten lagen, schöne Bleisoldaten zu Pferde und zu Fuß. Auf alle diese Eindrücke rann mildes Licht aus dem grünen Rosen-Rouleau. Jetzt glitt dieses langsam in die Höhe und eine neue Welt tat sich auf: der Wintermorgen voll von Schneeflocken, die lustig durcheinander wirbelten, hinauf und hinab, hin und her; die „Guggeeren" auf des Nachbars Dach waren dick verschneit, und Großmutter sprach: „Wie das doch schneit! Der Milchmann kommt fast nicht vorwärts!" Und sie hob mich aus dem kleinen Bette und ich sah, wie unten in der Gasse ein Mann mühsam im Schnee herumstapfte. Der alte Bäcker Brander stand auf der Haustreppe und bahnte ein Weglein. Sonst war alles still und weihnachtlich feierlich. Ich wußte, daß irgendwo in der Stube ein Gugelhopf bereit lag. Großmutter aber trug mich in die Kissen zurück und sang ein französisches Liedchen.

Auch dem Tode begegnete ich einmal. Im Nachbarhause starb ein kleines Mädchen. Ich weiß nicht mehr, wie es geheißen hat; aber ich erinnere mich, daß es blondes Haar hatte und in den Händchen hielt es ein paar Blumen. Mir fiel auf, daß der Mund ganz bleich geworden war und der Körper in einer steinkalten Starrheit im Sarge lag. Jemand sagte, nun sei das Kind ein Engelchen. „Aber es liegt doch im Sarg!" sprach ich. Als später der Steinhauer, der in der Lithographie oben wohnte, starb, konnte ich mir auch nicht vorstellen, daß er als Engel im Himmel herumfliege. Der Mann saß an den schönen Frühlingstagen hinter dem Hause und meißelte seinen eigenen Grabstein. Wir standen furchtsam, doch staunend um den hustenden Mann. Er legte immer wieder Meißel und Schläger weg, lehnte sich in den Stuhl zurück und rang nach Atem. Aus den Sandsteinbrocken, die vom Grabstein fielen, machten wir Fegsand. Der Kranke ließ uns gewähren, und seine Frau wies uns durch das Fenster von Zeit zu Zeit an, ruhig zu sein. Der Mann war eines Tages nicht mehr an der Sonne, und es hieß, er sei gestorben. Ich weiß nur noch, daß ich, als ich das erzählen hörte, unter einem Baume an einem Brunnen stand, und an dem Baume hingen lange, zapfenähnliche, scharf duftende, dunkelrote Blüten. Wir sagten dem Baume „Weintrübli-Baum". Er ist bald nachher umgehauen worden.

Ich weiß auch, wo ich die ersten Schlüsselblumen gefunden habe: an der Hecke, die Sidlers Wiese von der oberen Berneck trennte; ja, ich erinnere mich noch, daß sie besonders schön gelb waren, und daneben standen zartblätterige Bettseicherlein. Diesen Namen durften wir damals noch gebrauchen. Es war niemand da, der gesagt hätte: „Pfui! Ist das ein wüster Name!" Und wir liebten die Bettseicherli, weil sie so schön sind und den Frühling verkünden. Von der Hecke aus sahen wir in einen schönen Garten hinein. Eines Abends wurde darin ein großes Feuer gemacht, und am anderen Tage flüsterten wir uns zu, man habe die Kleider und das Bett einer reichen Frau verbrannt. Diese sei schrecklich krank gewesen und jetzt müsse alles, was sie getragen und angerührt habe, mit Feuer vernichtet werden. Von der Villa hieß es dann, es geiste darinnen und man höre, wie jemand mit einer Peitsche geschlagen werde. So lernte ich das Gruseln kennen.

Dem Katholizismus begegnete ich erstmals in der kleinen Stube der Madame Charney, die im Wederschen Hause wohnte. Ihre Tochter war eine sehr gute Sängerin und hieß Melanie. Da meine Großmutter ebenfalls eine Französin war, besuchte sie jede Woche die Greisin, und die beiden Frauen müssen oft von Frankreich geplaudert haben, denn ich erfuhr damals, daß Napoleons Sohn Loulou geheißen habe, daß Bismarck ein harter Mann sei und daß die arme Kaiserin Eugenie viel weine. Madame Charney hatte eine Muttergottes aus Lourdes und diese Muttergottes besaß eine kleine Garderobe. An bestimmten Tagen trug sie dieses oder jenes Kleidchen; Mademoiselle Melanie hatte die seidenen Kostüme selbst genäht, denn sie war Näherin bei Weßners an der Marktgasse. Die Dritte am Fenster der Stube von Madame Charney hieß Madame Scheitenhauer oder „Madamä Scheiten-'auere", denn sie war Elsässerin und verkaufte Mülhüser Ware. Ihr Mann glich dem heiligen Josef; er hatte einen wunderbaren, schneeweißen Bart und schwieg, wenn die Frau zu sprechen begann. Ich habe diesen Mann nie lachen sehen; er schien stets traurig zu sein. Mir war Monsieur Scheitenhauer lieb, weil er mir einmal für meine Puppe Stoff zu einem Kleidchen gab. Diese Puppe hieß Melanie — vielleicht zu Ehren der frommen, katholischen Näherin; Melanie hatte einen lieblichen, hölzernen Kopf, lange Arme, etwas lahme Beine und stak in einem grau- und weißkarrierten Rocke. Tagsüber lag sie irgendwo herum; aber am Abend hätte ich ohne sie nicht einschlafen können. Sie hatte die Kraft eines Talisman, und als Familienkummer zum Kindeskummer wurde, nahm ich oft die Puppe an mich — dann fühlte ich mich geborgen. Ich weiß nicht wohin Melanie gekommen ist. Sie ist verloren gegangen, wie meine Kinderbücher und Soldaten, die schöne, hölzerne Eisenbahn und die liebe, kleine Kinderviolinе.

Ich hätte gerne das Geigenspiel erlernt. In dem Hause an der Davidstraße, in dem wir wohnten, hatte Großmutter einen Zimmerherrn. Der war ein stiller, ernster Mensch mit einem schwarzen Schnurrbart. Er blieb stets zu Hause und spielte in seinem Zimmer die Geige, spielte sehr gut und war, so glaube ich, im städtischen Orchester. Wenn er musizierte, setzte ich mich auf die Schwelle seiner Zimmertür und lauschte, lauschte und nichts vermochte mich wegzulocken. Der seltsame Geiger ist dann an Schwermut gestorben.

Jetzt kommt mir just in den Sinn, daß ich damals das erste Mädchen kennen gelernt habe. Es hieß Klara und hatte blaue Augen und schöne Locken. Seine Mutter war eine stattliche Frau und trug, wenn ich mich nicht irre, einen Zwicker und vornehm gekräuselte Haare, wie solche von der Mode der Achtzigerjahre verlangt wurden. Diese Frau ist mir heute noch der Inbegriff jener Zeit und ich kann sie mir nicht anders vorstellen, als in einem Salon mit roten, gepolsterten Sesseln.

Im Gegensatz zu dieser Frau stehen in den Bildern aus jenen Jahren einige glattgescheitelte, puritanisch einfach gekleidete Fräulein. Das eine hieß Bineli, ein anderes Auguste, eines Amalie, ein viertes Laura. Nur noch dieses lebt heute, hoch betagt und immer noch mit dem feinen, lieben Lächeln in den gütigen Augen. Eines war diesen schlichten Seelen gemeinsam: eine tiefe Frömmigkeit. Sie sind still durchs Leben gegangen. Amalie war immer krank und lag bleich und leidend darnieder. Auguste hielt eine Töckelischule und war gottesfürchtige Erzieherin nach altem Muster. Bineli war stets fröhlich und strahlte Sonntagsfrieden aus. Laura war eigentlich schön und sehr gescheit. Warum ich diese vier Fräulein nenne? Weil diese Art heute kaum mehr zu finden sein dürfte. Sie trugen in sich einen ganz bestimmten alt-st. gallischen Pietismus. Sie hätten ganz gut als Jüngerinnen Christi dem Auferstandenen auf dem Wege nach Emmaus begegnen können. Es ist kein Zufall, daß solche Menschen einem immer wieder erscheinen; ihr Geist wird Begleiter und er läßt sich selbst vom modernen Menschen nicht zurückhalten; ja, dieser fragt sich vielleicht dann und wann, ob nicht gerade diese seltsamen, weltfremden Wesen von Zeit zu Zeit ihm in die Ohren flüstern: „Vergiß uns nicht! Wir gehören in deine Kindheit hinein."

Eigenartig ist, daß mir wenig Männer aus jenen fernen Jahren im Gedächtnis geblieben sind. Wohl deshalb, weil kleine Kinder meistens von Frauen geleitet werden. Männer sagen zu jenen wohl hie und da ein freundliches Wort; aber hernach wenden sie sich wieder ihren Dingen zu. Einer der ersten Männer, die freundlich mit mir sprachen, war ein reicher Stickerei-Fabrikant. Ich verehrte ihn bis zu seinem Tode. Seine Villa war die erste, die ich betreten habe. Darinnen sah ich auch die erste Realschülerin; sie erschien mir als etwas ganz außergewöhnliches und als sie in das Spielzimmer trat, dachte ich mir: „So sieht also ein reiches Mädchen aus!" Dann tranken wir Kaffee und aßen etwas gutes. Ich hatte meine schöne Matrosenbluse an und wagte kaum über die Teppiche zu gehen. Ich staunte mit großen Augen die Realschülerin Dora an. Sie hatte einen vollen Zopf, und ihre zarten Wangen, von seidenfeinem Pfirsichflaum bedeckt, schimmerten rosenrot.

Die übrigen Männer, die in meine Kindheit hineingegriffen haben, waren befehlende Naturen. Ich hatte Furcht vor ihnen und nie mehr vermochte ich ihnen näherzukommen. Sie sind jetzt alle gestorben und ich habe erfahren, daß die Zeit nach dem Tode versöhnend arbeitet. Der eine oder andere dieser Befehlenden, Bestimmenden ist zum Vorbild geworden. Je älter wir werden, um so mehr rufen wir das gute Vorbild.